

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Das Werk.

Novelle von Richard A. Vermoren.

Dora Langstein hatte Albert Schneider in der Sommerfrische kennen gelernt. Auf langen Waldspaziergängen, an lauen Abenden auf dem Kurplatz, in sonnigen Morgenstunden auf der Wiese hatten sich die beiden jungen Leute ineinander verliebt. Es stellte sich bald heraus, daß keines der üblichen Familienhindernisse vorhanden war; so gab es an einem schönen Abend eine herzliche kleine Verlobungsfeier. Am nächsten Morgen verließ Albert Schneider den Kurort, denn sein allzu targer Urlaub war beendet. Beim Abschied auf dem kleinen Bahnhof versprach Doras Mama, bald mit ihrer Tochter die Stadt zu besuchen, in der Albert als Ingenieur lebte. Man würde eine passende Wohnung suchen und dann mit der Hochzeit nicht länger als nötig warten.

Eines Morgens erhielt Albert Schneider das Telegramm, das die unmittelbar bevorstehende Ankunft der beiden Damen ankündigte. Ganz verfürbt vor Freude ging Albert zu seinem Oberingenieur und erbat sich Freiheit für diesen Tag und Dienstleistungen für die folgenden Tage. Das wurde ihm leicht gewährt; auch stellte ihm die Wertverwaltung gern einen der zum Betrieb gehörenden Wagen zur Verfügung, so daß er seine Braut und ihre Mutter in einem stattlichen Gefährt mit einem herrschaftlich korrigierten Kutscher zu ihrem Abteilquartier bringen konnte. Mit einer Umwandlung bräutlichen Stolzes lehnte sich Dora an die weichen Kissen des Wagens; es gefiel ihr, daß Alberts Stellung mit solchen netten kleinen Annehmlichkeiten verbunden war. Sie sah neugierig um sich, denn sie fuhr ja jetzt durch eine neue Heimat und hätte sie gern gleich lieb gewonnen. Aber was sie sah, stieß sie eher ab. Unansehnliche, gleichförmige Provinzhäuser lagen auf der einen Seite der Straße; die andere wurde durch eine endlose häßliche Mauer begrenzt, und hinter der Mauer lag eine fremde, wilde Welt voll rauchender Schöte, felsamer Kletterpflanzen und unerklärlicher Turmbauten.

„Das Wert!“ sagte Albert, und seine Stimme vibrierte warm. Doras dunkle Augen blickten über die Mauer und suchten die fremde Welt zu verstehen und in eine innere Verbindung mit Albert zu bringen. Aber es gelang nicht, der Gedanke, daß Albert hier sein Leben zubringe, blieb ihr kalt und unfassbar. Sie wandte sich nach rechts und sah auch hier nichts Freundliches: kleine Geschäfte mit unedelm Kram in den Schaufenstern, Schnapsbuden, uniformierte Mietskäufer, das ganze ungepflegt, rüßig, nachlässig. — Nun bog der Wagen ein; die düsteren Schornsteine verschwanden im Hintergrunde, obgleich man auch weiterhin ihre Gegenwart ahnte. Jetzt war da ein geräumiger Platz, bedeckt von einem sahlen, grün-schwarzen Park, in dem lärmende Kinder spielten. Rings um den Park standen hohe Bauten, aus roten Ziegeln massiv gefügt. „Alle Wertgebäude sind rot“, sagte Albert. Dora blickte um sich und sah nur rote Gebäude; die weißgetünchten Wohnhäuser waren unsichtbar, fielen nicht ins Auge. „Lehrstube!“ stand auf einem roten Bau. „Wertspital“, las Dora. „Warenhalle“, „Arbeiterkassene IV“, endlich: „Wertshotel“. In diesem Hotel war für Dora und ihre Mama die Wohnung bestellt; es war das einzige gute Hotel des Ortes und gehörte zum Wert, da man doch nur des Wertes wegen in jene Stadt zu kommen pflegte. Dora fand ihr Zimmer groß, hell, bequem und abseits. Da fehlte nichts von dem mechanischen Komfort der großen Herbergen, aber er wurde auf eine gleichgültige und öde Weise geboten. Freilich, auf dem plumpen Tisch stand eine feine Base mit den herrlichen Rosen und mit dankbarem Lächeln erkannte Dora das Waisen Alberts.

Als die Frauen sich erfrischt und etwas Toilette gemacht hatten, war die Zeit des Mittagessens noch nicht ganz da. Mama schlug einen kleinen Spaziergang zum Zwecke einer vorläufigen Orientierung vor. Albert sagte eifrig, um diese Stunde könne er den Damen etwas besonders Interessantes und Erfreuliches zeigen, nämlich die Speisung der Arbeiter in den großartigen neuen Volkstischen des Wertes.

Um die Damen nicht rohen Blickern aussetzen, führte Albert sie durch die Hintertür gleich in den Küchenraum des Speisesaales. Dora trat mit einem leisen Aeheln über die Schwelle; sie erwartete Schmutz und üble Gerüche zu finden. Aber nein; es roch sehr gut nach kräftigen Speisen und der weite Raum war blank und rein. Wie eine Küche sah er nicht aus, sondern eher wie eine Maschinenhalle. Es war kaum zu glauben, daß in diesem blinkenden, riesigen Metallzylinder Suppe kochte. Doras runderliche Mama schlug die Hände über dem Kopf zusammen; dieser Anblick warf alle ihre Begriffe von Kochkunst und Hauswirtschaft um. Eine freundliche, kostbare Oberköchin erklärte mit leisem Stolz den Betrieb: wie ganze Rinderviertel ohne Unterschied der Teile zu Suppenfleisch zerhackt, wie Zentner von Gemüsen mit Hilfe mechanischer Vorrichtungen gereinigt, wie Hektoliter von Suppe und Kaffee in den gewaltigen Kesseln gelocht wurden. Mama ließ sich etwas Suppe aus dem Kessel schöpfen, kostete einige Fetten Fleisch, einen Löffel voll Kohl, eine Tasse Kaffee und fand mit Entzücken alles vorzüglich, besonders aber den Kaffee. Auch Dora kostete, und die einfachen Speisen schienen ihr schmackhaft. In der Küche ging es durchaus reinlich zu; ordentlich geleuchtete Mäde hantierten eifrig herum. Dennoch griff ein leises Entsetzen kalt nach Doras Herz; sie konnte es nicht fassen, wie hier menschliche Nahrung in unwürdigen Massen, ohne die liebevolle Sorgfalt bürgerlicher Kochkultur hergestellt wurde. Da stand eine Magd und tauchte mit einem maschinellen, gleichmäßigen Ruck den Schöpflöffel in einen Eimer voll Suppe; eine andere Magd reichte ihr Teller nach Teller hin, und in jeden flog so viel Suppe, so viel Fleisch, nie mehr, nie weniger. Eine Portion Gemüse, ein Stück Brot wurden mit gleicher, schrecklicher Regelmäßigkeit auf einen anderen Teller gelegt. Dann schob eine Magd, wieder mit dem steifen, geschulten Bewegungen einer guten Maschine, den Teller durch ein Schalterfenster. Jenseits standen, geduldig angereicht, junge und alte Männer in groben Kitteln. Jeder nahm seinen Teller, gab dafür eine metallene Marke ab und setzte sich dann still an einen ungedeckten Tisch.

Albert erklärte: „Jetzt legen sich die Leute noch auf ein Viertelstündchen irgendwo in den Schatten und rauchen eine Pfeife. Dann fängt im Wert die Arbeit von neuem an.“ Dreimalhunderttausend Kilo Fleisch jährlich!“ sagte die Oberköchin stolz zu Mama. „Neunmalhunderttausend Liter Kaffee.“ Dora schloß die Augen und dachte: „Es sind doch einzelne Menschen. Sie haben schwarze, blonde, rote Haare. Jeder hat ein Häuschen im Dorf und Familienphotographien in kleinen Rahmen.“ Sie wiederholte sich das, aber es schien ihr unwahrscheinlich.

Man brach auf und ging langsam ins Wertshotel zurück. Der Speisesaal war ein großer, heller, etwas leerer Raum. An langen Tischen saßen viele Herren, schwatzten laut und abendhaftig. Albert grüßte nach allen Seiten. Es war niemand im Saal, den er nicht kannte und der nicht sein Arbeitsgefährte war. Die neu hinzukommenden Gäste setzten sich mit selbstverständlicher Sicherheit auf Plätze, die ihnen gehörten. Die Kellner brachten, ohne erst eine Frage zu stellen, allen dieselben Gerichte, denn alle Welt hatte hier ein Mittagsabonnement; das Wert gewährte das seinen Beamten zu billigen Preisen. Albert hatte für Mama und Dora ein feines Mahl bestellt. Auf ihrem kleinen Tisch standen wieder Rosen, und die anderen Gäste verkehrten nicht, diese Rosen verwundert, wohlwollend oder spöttisch anzublicken. Die Forellen waren zart, der Braten vorzüglich, aber Dora konnte kaum etwas essen. Sie empfand dunkel, daß man hier keine besonderen Rosen auf den Tisch haben sollte und keine Extraforellen.

Als das Essen vorbei war, standen die Ingenieure in Gruppen herum, rauchten, plauderten, tranken eine Tasse Kaffee, spielten eine beschleunigte Kartenpartie. Es lag eine Gier nach Erholung in der Luft; es war eine systematische Ruhepause zwischen zwei halben Arbeitstagen. Dora verließ die Ingenieure mit den Arbeitern von vornhin und fand kaum einen Unterschied. „Was machen den die Arbeiter jetzt?“ fragte sie ängstlich. Albert lachte sie an: „Gott, die sitzen viel gemüßlicher zu Hause, essen in Frieden, plaudern mit Frau und Kind und geben um drei wieder ins Wert. Wenn wir erst —“ Er gab dem Satz einen jähligen Schluß, aber Dora dachte an die Arbeiter, die irgendwo im Schatten lagen und den Arbeitsbeginn erwarteten; sie sah wieder keinen Unterschied.

Sie sah wieder keinen einzelnen Menschen, sondern etwas Fremdes, Riesiges, Feindliches: Das Wert. „Ich möchte gleich heute nachmittag das Wert sehen!“ sagte sie zu Albert. Sie war tapfer, sie wollte sehen. Albert freute sich sehr über diesen Wunsch der Geliebten. Er lächelte glücklich; er strotzte von frohen Hoffnungen und starker Lust am Leben.

Am Nachmittag schritten sie dann durch das Tor in der häßlichen Mauer. Mama war nicht mitgekommen, sie war von der Reise müde. Der Portier grüßte devot. Dora sah Albert an; er schien ein ganz anderer, nachdem er das Tor des Wertes passiert hatte. Er schritt anders aus, als sie zwischen den ruhigen Eisenhallen dahingingen, am Schladenhaufen vorbei, über Schienenstränge, zwischen turmhohen roten Schornsteinen.

„Das ist ein Hochofen“, sagte er und zeigte auf einen dunklen, titanischen Regal. „Komm schnell, wir können gerade den Anstrich sehen.“ Sie traten unter ein Dach, stiegen wacklige Stufen empor, standen auf einer schmutzigen Plattform. Eine gierige Hitze schlug um sie zusammen. Am Fuß des Hochofens hantierten ein paar Männer. Plötzlich öffnete sich die Wand des dunklen Regals, und durch eine schmale Rinne schob ein Feuerstrom hervor. Eine gemaltige schwarze Tonne stand bereit, ihn aufzufangen. Die Arbeiter standen unbeweglich neben dem lodenden, strömenden Erz. Manchmal trat einer ganz nahe heran, ließ unbefürchtet die Funken um seinen Leib sprühen.

Etwas später waren sie in der großen Halle aus Eisen und schmutzigem Glas. Erhöht standen hier die Schmelzen. Unten war die Tonne angekommen. Auf einmal kam etwas durch die Luft gefahren; eine gepenstliche Maschine streckte die Arme aus, hob die Tonne, führte sie durch die Luft zum Hochofen. Ein riesiges Maul öffnete sich; man konnte nicht hindrücken, so heftig drang weißer Glanz hervor. Die Tonne wurde von den Riesenarmen sanft an den dunklen Schlund gebracht, und mit leisem Fauchen trank der Ofen das flüssige Eisen. Dora sah um sich; sie suchte die Menschen, die dieses Ungeheuer vollbrachten, und sah um sich eine riesige, fast leere Halle. Ganz vereinzelte Arbeiter standen wie unbetätigt umher; ein Ingenieur nickte Albert zu und blinnte dann wieder auf ein Papier. Jetzt schwebte die leere Tonne wieder durch die Luft; jetzt stand sie wieder auf einem Wagen; die Riesenarme ließen sie lautlos frei, eine Lokomotive piffte, der Wagen mit der Tonne verschwand.

Nun nahm Albert Doras Arm und führte sie über eine neue Treppe zu einer höheren Gallerie. Er fühlte, wie sie zitterte, und dachte lächelnd: Der Lärm der Maschinen. Die fliegenden Funken. Aber es war nicht das.

Auf der Gallerie standen nebeneinander seltsame, schnurrende Apparate. Hinter jedem war ein Mann in einer blauen Bluse. Manchmal tat einer der Leute mit gleichgültiger Ruhe einen Handgriff. Und dieser Handgriff erhielt alle die Maschinen dort unten in Gang, ließ die schweren Getriebe sich strecken, die Kohlen vorstoßen, die Räder rotieren.

Dora trat an die Brüstung, und Albert erklärte, Da, der rotglühende riesige Block war eben aus dem Hochofen gekommen; es war das Erz von vornhin, aber aeriniert, veredelt, in seine erste Form gegossen. Da fuhr wieder das Ding mit den Riesenarmen durch die Luft; ein Kran. „Dort in der Mitte der kleinen Zelle“, sagte Albert, „sitzt der Kranführer. Er weiß, wann die Arme zuzupacken haben, er ist das Hirn in diesem Ungeheuer.“ Da senten sich die Arme herab, packten den glühenden Block, legten ihn sanft auf eine faherle Rinne, ließen ihn los, entschwebten. Sofort wurde es in der Rinne lebendig, unterirdische Kräfte rollten den Block vorwärts, fließen ihn in eine Berengung. Ränge und schmaler kam die leuchtende Masse heraus. Wieder packte der Kran den Block und legte ihn an eine andere Stelle. Ein Ingenieur ging unbefürchtet, eine Zigarette im Mund, unter dem glühenden Eisen durch, als es in der Luft hing. Da, jetzt lag es wieder auf einem anderen Rasterbett, sollte von selbst vorwärts, wurde gestreift, wurde zu einer roten Riesenschlange, von der Funken sprangen. Ein Arbeiter stand daneben und ließ manchmal mit einem Hebel nach der Riesenschlange, das war alles. Sonst keine Faust, die zugriff.

„Was hast Du hier zu tun?“ fragte Dora und blickte Albert in die Augen. Er lächelte geschmeichelt. „Allein, Kind“, sagte er. „Das sieht alles so leicht aus, nicht wahr? Die Maschinen arbeiten so selbstständig. Aber die Maschinen sind nur Körper, das Hirn sind wir. Wenn wir Ingenieure nicht wären, würde der Hochofen nicht flammen speien, die Klänge der Hochofen nicht seinen Trant, käme kein glühender Block hervor, würde keine rote Schlange sich auf dem Boden der Halle winden.“ „Und dazu lebst Du?“ fragte Dora. „Damit der Hochofen gefüttert werde?“ „Ich lebe für das Wert“, sagte Albert sehr ernst, und wegen der Frage ein wenig traurig. „Für das Wert und natürlich, wenn wir erst verheiratet sind, vor allem auch für meine kleine Frau.“

„In den Zwischenpausen“, dachte Dora. „Mittags, wenn die anderen ebenfug ihre Pfeife rauchen und noch ein bisschen im Schatten liegen. Sonntags, wenn die anderen in ihren Häuschen sitzen.“ Aber sie sprach es nicht aus.

„Aber Du sollst sehen“, sagte er, „es gibt noch andere Dinge hier als glühendes Eisen und schmutzige Maschinen.“ „Ich habe heute die Equipage zur Verfügung, wir fahren in den Park, der unterem Kröfus gehört.“ Sie nickte; sie würde Albert wieder so sehen, wie sie ihn kennen gelernt hatte: unter grünen Bäumen.

Langsam fuhr der Wagen eine Anhöhe hinan. Unten sah man, überschattet von einem Himmel aus Dualm, das Wert und die Stadt. „Denke Dir“, sagte Albert, „der Boden unter der Stadt ist höhl. Unsere Bergleute graben unter den Straßen, unter den Schloten, damit das Wert Kohlen habe.“ Dora fuhr heftig auf und schaute mit einem schredensvollen Blick zurück. Jetzt erst verstand sie die Stadt. Neben ihr war das Wert. Ueber ihr war der Dualm des Wertes. In ihren Bewohnern war das Wert, das Hirn des Wertes. Kein Haus, das nicht irgendwo dem Wert dienete, kein Atemzug ohne das Wert.

„Aber, wozu das alles?“ fragte Dora eine halbe Stunde später, als der Wagen schon durch einen herbstlichen Wald fuhr und Albert fröhlich von Fröhlichkeit sprach. „Wozu arbeitet diese Stadt? Wozu lebst Du? Nur, damit ein reicher Mann noch reicher werde.“

„Damit es Schienen, Räder und Röhren gebe“, sagte Albert. Es war ein wenig Verwunderung in seiner Stimme, aber vor allem Ruhe und ein fast priesterlicher Ernst. „Siehst Du, es ist das Wert.“

Sie verstand ihn. Er meinte nicht das eine Wert, er meinte das große Wert, das Wert der Männer auf Erden.

„Und was soll ich — was soll eine Frau dabei tun?“ fragte sie kurz. Er blickte auf. Er war nicht mehr erstaunt. Er sah eine Gefahr und mit erhobener Stirn trat er ihr entgegen. „Die Frau?“ sagte er. „Ihr gehört alles, was nicht des Wertes ist. Dieser schöne Nachmittag in der Sonne. Viele, viele schöne Stunden, in denen der Mann neue Kraft sammelt.“ „Damit der Maschine nicht das Hirn ausgehe!“ sagte Dora.

Jetzt fuhr der Wagen durch den Park des Fabrikherrn. Goldfasanen huschten über den Weg. Auf unendlichen Rasenflächen weideten große Hirsche. Der Herbst vergoldete das Laub alter Bäume. Ein weißes Schloß lächelte hinter einem Fächer von dichtem Rhododendron. Die beiden fliegen aus und gingen hin durch die Alleen, an Marmorstatuen vorbei, an funkelnden Weibern. „So sollte das Leben sein“, sagte Dora. So war das Leben gewesen, sie sagte Albert kennen lernte. Sie sagte Alberts Arm; sie wollte ihn hier festhalten.

„Hier verbringt man die Sonntage!“ sprach Albert und er sprach es hart und bestimmt. Da sah sie, daß sie ihn noch nicht gekannt hatte. Das war nicht der zärtliche Liebhaber aus der Sommerfrische. Das war ein neuer Mensch, und man mußte ihn neu lieben.

Er hatte ihren Arm losgelassen und sah vor sich hin. Er ahnte, daß sein Schicksal entschieden wurde. Sie ließ die Augen durch den Park schweifen. So, das war für die Sonntage. Am Wochentag zischen die eisernen Schlangen, hämmerten die Dampfhammer, packten die Krane ihre Lasten.

„Haben wir zurück in die Stadt?“ fragte sie. Sie bestiegen den Wagen und fuhrten schweigend durch die Dämmerung. Nun war es ganz dunkel, doch vor ihnen stiegen leuchtende Säulen auf, über dem Werte flammten die Ofen, roben Feuerwinde in die Luft.

„Nun?“ fragte Albert Schneider. Es war Angst in dem Wort. „Morgen wollen wir die Wohnung suchen“, sagte sie einfach. „Die Wohnung, in der ich Dich erwarten werde, wenn Du im Wert bist.“

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Beide wußten, daß es eine neue und festere Verlobung war. Sie liebte das Wert, weil der Mann es liebte.

Petraria im Warenhaus.

Von Herbert Eulenberg.

Ich schlenderte nach passenden und unpassenden Weihnachts-Geschenken ausschauend durchs Warenhaus. Wie gewöhnlich geriet ich sehr bald ungewollt und unbewußt durch einen inneren Magnetismus angezogen in die sogenannte Buchabteilung. Dies Kessort gehört bekanntlich zu den angefeindeten und verhassten in diesem ganzen Massenbetrieb. Da lagen auf langen Tischen aufgestapelt tausend und aber tausend Bücher in allen möglichen Farben und Formaten. Zunächst der Weihnachtszeit entsprechend, Kinderbücher vom „Struwwelpeter“ und „Klein Elsbeth“ an. Und dann weiter über „Robinson Crusoe“, wie wir als Knaben lasen, und „Trochtopfens Kinderzeit“ langsam zu „Peter Simpel“, den „Diamanten des Peruaners“, Gustav Kierich und der Wildermuth, von der ich nur mehr weiß, daß sie wie Schiller in Marbach am Neckar aufgewachsen ist und eine viel zu große Rolle im dortigen Museum spielt. Alle Kinderbücher sind heutzutage illustriert. Denn kein Kind nimmt mehr ein Buch ohne Bild zur Hand, wie manche großen Kinder jetzt auch schon keine Zeitung ohne Bild mehr lesen mögen. Zwischen irrenden Müttern, die verzweifelt die hohen Bücherlagen durchkramen, einmal dies, einmal das Buch anfassen oder aufklappen und schließlich voll Verzweiflung irgend eines nahmen, was gar nicht paßte, und was sie eigentlich gar nicht hatten kaufen wollen, wand ich mich langsam zu der gelehrten oder antiquarischen Abteilung durch. Ich weiß, man nennt sie auch weniger zart und vornehm „das Ramschregal“. Aber das tut nichts daran, daß ich sie höchst interessant finde und sie am liebsten im ganzen Warenhaus aufsuche.

Da, als ich mich gerade zu einem eigenartig aussehenden Schmöker blicken wollte, hörte ich jene Worte, die mich auffahren ließen und zu allerhöchstem Bedanken über die Zinsituation brachten, in der ich jetzt einer halben Stunde herumwanderte. „Da! Sehen Sie, ist das nicht unerhört!“ sagte nämlich ein gut gekleideter Herr neben mir zu seinem Nachbarn und warf ihm ein zerklebertes, verschoffenes und vergilbtes, geheftetes Büchlein zu, aus dem bei dieser heftigen Behandlung uralter Staub aufstieg, wie aus Faustens Pelz die Käfer und Zikaden: „Petraeus Gedichte und Sonette für vierzig Pfennige! Ist das nicht eine Schande?“ Petraria und Laura im Warenhaus! Psui dei! Wir wollen einen Kognak im Erfrischungsraum zu uns nehmen!“

Der andere blies und wuschte den Staub, den er von dem Buch bekommen hatte, sich von den Händen, sagte auch irgend etwas Aergerliches und Entrüstetes, und dann machten sie sich beide fort, um sich über anderes zu ärgern. Ich nahm das verachtete Büchlein auf. In der Tat! Es kostete vierzig Pfennige. Petraeus sämtliche „Rime, Canzoniere e Trionfi“ verdeutscht für vierzig Pfennige zu haben. Freilich war das Buch nur geheftet und auch dies so mangelhaft, daß es mit einem kreuz- und quergebundenen Bindfaden zusammengeheftet werden mußte, auf daß es nicht „bisecta membra poetae“ — o wie prächtig macht sich im Warenhaus ein lateinisches Zitat! — von sich gab. Auch waren die Ecken des Buches ganz braun geworden. Und als ich es jetzt vorfichtig öffnete, bemerkte ich, daß auch drinnen die Blätter stark herbstlich gefärbt waren.

Aber immerhin, man konnte sich in diesem Büchlein für vierzig Pfennige das ganze blühende poetische Lebenswerk Petraeus kaufen. Und diese Erkenntnis erschütterte mich plötzlich so, daß ich den beiden Herren nachgelaufen wäre, wenn sie nicht längst in dem Johwabobu des Warenhauses verschwunden gewesen. Warum sehen wir dies wieder nur von der unangenehmen Seite? wollte ich ihnen sagen. „Ist es nicht ein erheblicher Gedanke, daß man die dichtesten Werte Petraeus, die zu den edelsten Dichtern gehören, für dieses Spottgeld kaufen und besitzen kann? Früher schrieb ein Rindh-Jahresheft lang, arbeitete Seher und Hundspresse Wochen und Monate lang, um sich

ein Wert herzustellen. Und nur die wenigsten konnten es sich kaufen. Heute steht einem jeden der Weg zur höchsten Bildung frei, wenn er ihn nur beschreiben will. Denkt nicht immer an die Verlehrten, an die solch ein Buch gelangen kann! Nalt Euch einmal aus, der Vater Gebbels, der biedere Maurermeister, käme dieses Weges einher und habe seinem leistungswütigen Sohn zur Christfreude dieses billige Buch gekauft! Welch ein Lichtbündel würde dies für das arme kluge Kind geworden sein! Der Geist sucht sich ja betanlich nicht nur das Gehirn reicher Knaben zur Residenz aus. Er haust und herbeigt oft mehr in den Köpfen der Kinder der proles, die sich noch in ein Warenhaus, den Himmel der Proletariatsfrau, aber niemals in eine Bibliothek hineinwaagt. Schon, daß dieses Buch hier liegt, wo Kretzi und Plethi vorüberkommt, und damit aus seinem muffigen Antiquariat, wo es vielleicht nur überbildete Literaten oder Sammler betatsen und beriechen, in den frischen Umlauf geraten ist, halte ich für gut und ersprießlich. Heute reimt sich Reichtum und Bildung nur selten zusammen. Aus dem Volk muß die Kraft kommen zu einer Zeit, wo das Volk regiert, wenn anders wir nicht in Mittelmaßigkeit untergehen werden.

Ich wundere mich tagtäglich, daß jetzt, wo die Bildung so wohlfeil ist, die Welt nicht strotzt von kultivierten Persönlichkeiten, daß man nicht stets über die edelsten Gegenstände und die letzten Dinge spricht, sondern kaum noch eine notdürftige Unterhaltung statt einer santa conversazione zustande bringt. Nur im Kritizieren, im Herunterreißen pflegt der heutige sogenannte Gebildete noch Zeugnis von seinem Wissen abzulegen. Der Enthusiasmus spielt gar keine oder nur mehr eine tomische Rolle. In der Gesellschaft gilt irgendwie aufzufallen überhaupt als unvornehm, und Persönlichkeiten sind kaum geschätzt. Darum müssen wir uns im Volk nach einem Nachwuchs von führenden Geistern umsehen, den der Adel oder die Plutokratie nicht mehr stellt. Wenn aber jemals die Möglichkeit vorhanden war, ein Volk von Genies zu züchten, so ist dies heute der Fall, wo die Bildungsmittel so gut und so jedermann zugänglich sind, wie nie zuvor. Und wenn es uns jetzt nicht gelingt, Individuen zu bilden und zu formen aus der Masse, zu der wir geboren sind, so wird es wohl auch keiner anderen späteren Zeit möglich sein. Und man muß den schönsten Traum aller großen Geister, eines Lessing, Schiller und Nietzsche, das Menschengeschlecht zu erziehen und höhere Menschen, Liebermenschen zu züchten, in die gräßliche Grube zu allen andern irdischen Unvollkommenheiten und Unmöglichkeitsten werfen.

Ich schrak aus meinen Gedanken empor. „Wollen Sie das Buch nicht kaufen?“ rief mich eine nüchterne Stimme von hinten an. „Ja! Gewiß!“ sagte ich ganz erschrocken. Ich bekam einen Zettel, „Bitte! Zur Kasse!“

Das Didens-Rästel.

Man schreibt uns: Als Charles Didens starb, hinterließ er der Welt das Fragment eines Romans, betitelt: „The Mystery of Edwin Drood“. Aus diesem Titel kann man schon auf eine Art gloriöser, zierlicher Detektivgeschichte schließen. Ein junger Mann namens Drood verschwindet, und der Verdacht, ihn versteinet geschafft zu haben, lenkt sich auf einen jungen Menschen namens Landless, der eine ihm sehr ergebene Schwester besitzt. Als das Rästel durch einen gewissen Datschery eine schwache Aussicht auf Lösung erhält, hört die Erzählung plötzlich auf. — Nun ist die britische Nation zur größeren Hälfte durch und durch dem Didens-Rästel ergeben, und unendlich viel Zeit, Papier und Tinte ist über der Erörterung der Frage aufgebraucht worden, wie eigentlich die Geschichte ausging. Die Theorien darüber sind beinahe so zahlreich wie die über den mutmaßlichen Autor der Shakespeareschen Dramen. Jedenfalls war aber die Ungewißheit, in der der große Schriftsteller seine Gemeinde ließ, nicht länger zu ertragen und so hat die „Didens Fellowship“ einen Ausweg gefunden: Sie erbt die Aufgabe wegen Warden an Edwin Drood gegen John Jopser, einen der in der Handlung auftretenden Charaktere. Die Verhandlung wird in aller Form englischen Rechts mit zwölf Geschworenen stattfinden und Mr. S. A. Cherterton, der bekannte Kriminal-Dramatiker und Romanograph, wird als Richter fungieren.